

Sehr geehrte Damen und Herren,  
sehr geehrte Synodale,

## 1. Heimat (war) ist (und bleibt) eine Baustelle

Wer, wenn nicht Sie sind es, die heute Entscheidungen treffen müssen, damit die Irrtümer, Unterlassungen oder auch Fehler der Vergangenheit nicht die Zukunft Ihres Kirchenkreises bestimmen. Alles dieses war zu seiner Zeit oftmals nicht als solches zu erkennen, und dort wo sich Menschen irrten, Notwendiges unterließen und ihnen Fehler unterliefen, da geschah es nicht aus bösem Willen, sondern in der Hoffnung das Richtige zu tun. Hoffnung kann aber trügen und stets gibt es den Zeitpunkt, wo dieses offensichtlich wird. So erschreckend dieser Moment ist, ist er es, der den Weg in eine gute Zukunft öffnet, weil Trugbilder zusammengefallen sind und so die Wirklichkeit von Gemeinde, Dorf und Stadt einem nüchternen Blick zugänglich wird. Genau darin findet die Liebe zur Heimat ihren Ausdruck, nicht in Nostalgie, oder reinem Konservatismus, denn vom althochdeutschen *Heim'othi herkommend*, benennt Heimat ein Erbe<sup>1</sup>. Wenn diejenigen, die ein Erbe empfangen haben, es genau so erhalten wollen, wie es von ihnen übernommen wurde, dann geht es verloren. Doch allein eine Überblicksrecherche in Demandts „Geschichte des Landes Hessen“<sup>2</sup> reicht aus, um zu erkennen, dass sich in ihrer Heimat seit mehr als achthundert Jahren Menschen immer wieder aufs Neue den Herausforderungen ihrer Zeit gestellt haben, damit es weitergehen konnte und die Geschichte ihres Dorfes, ihrer Stadt oder ihrer Kirchengemeinde nicht endete. Jede Generation an Entscheidungsträgern stand dabei vor der Frage: Wer, wenn nicht wir? Und jede Generation wusste: Heimat ist eine generationenübergreifende Baustelle. Heute wir, morgen unsere Kinder, übermorgen unsere Enkel. Doch heute: Wir.

## 2. Zwischen Zumutung und Hoffnung: Vom Leben im ländlichen Raum

Was Sie herausfordert ist der Abschied von Gewohntem und Liebgewonnenem, und solches wird eher als Zumutung, denn als Ausdruck der Hoffnung empfunden. So verständlich das ist, so paradox ist es auch, denn der ländliche Raum zeichnet sich seit jeher durch radikale Veränderungen aus. Zudem reicht ein kurzer Blick in die Geschichte, um die „gute alte Zeit“ als etwas zu demaskieren, das niemand zurück will, weil sie über weite Strecken schlicht nur elend war<sup>3</sup>. Daher möchte ich im Fol-

---

<sup>1</sup>Schönhuth, Michael: Heimat? Ethnische Identität und Beheimatungsstrategien einer entbetteten ‚Volksgruppe‘ im transnationalen Raum. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hrsg.): Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Transcript Verlag. Bielefeld 2006, Seite 376

<sup>2</sup>Desgleichen auf der Homepage des Landkreises Waldeck-Frankenberg.

<sup>3</sup>So wundert sich der Verfasser dieses Impulses auch über die Pütt-und-Hütten-Romantik seiner Heimat, weil bis in die 1950er-Jahre die Arbeit in den Berg- und Stahlwerken eher

genden Aspekte aus der 1.300-jährigen Geschichte des ländlichen Raums aufzeigen, die wegen ihres krassen Widerspruchs zu unseren Werten und Lebensformen kaum thematisiert werden, aber das ungeheure Ausmaß und die Qualität der Veränderungen deutlich machen.

Beginnen möchte ich mit dem bis in die 1950er-Jahre zu zahlenden „Jagdgeld“, das die Burschen in manchen Regionen Deutschlands, wenn sie mit einem Mädchen aus einem fremden Dorf anbandeln wollten, an ihre dortigen Altersgenossen zu zahlen hatten – doch wenigstens ersetzte die klingende Münze schon die andernorts üblichen Prügel<sup>4</sup>. Diese geschichtliche Facette des dörflichen Lebens mag heute befremden oder erheitern. Sie zeigt aber, dass das Dorf der Gegenwart mit dem Dorf der 1950er Jahre wenig gemein hat und noch viel weniger, wenn wir weiter in die Zeit zurückgehen. Das ‚Dorf‘ das wir heute kennen, der ländliche Raum, den wir heute schätzen, sind Ergebnisse der jüngsten Geschichte! Das davor liegende Dorf des 17., 18. oder des 19. Jahrhunderts war eine „abgeschlossene“ Welt, wie wir sie uns heute kaum mehr vorstellen können. So gibt es bspw. in Anthropologie und Genetik den Begriff des „Schwämer Isolats“<sup>5</sup>, einer kleinen Population, die sich gegenüber Fremden generativ absondert und sich ausschließlich untereinander fortpflanzt. „Jagdgeld“ und Isolat sind zwei extreme Beispiele, doch beide waren soziale Praxis, welche ihren Zeitgenossen eine gute, aber auch zwingende Sitte gewesen und für uns heute unbegreiflich ist.

Eine schlimme Normalität war das im ländlichen Raum bis in das 20. Jahrhundert hinein von Adel, Kirche und Großbauern ausgeübte politische und soziale Regime, das keinen Raum für soziale Aufstiege oder individuelle Lebensstile ließ, aber Norm- und Regelverletzungen – und wenn es nur die Verletzung der Grußpflicht (!) war – hart geahndet hat. Wenn heute von ländlicher und das bedeutet von bäuerlicher Kultur gesprochen wird, dann wird die Lebenssituation der absoluten Mehrheit der Bevölkerung, die besitz- und rechtearm war, unterschlagen: die der Häusler (Kleinstbauern, die ihren Lebensunterhalt als Hirten, Dienstboten etc. sichern mussten), der Kötter (Kleinstbauern, die zur Sicherung ihres Lebensunterhalts als Tagelöhner arbeiteten), der Brinksitzer (Handwerker), der besitzlosen Hausgenossen (Verwandtschaft), des Gesindes und der Armen. Es verwundert daher nicht, wenn der Nestor der Dorfforschung, Gerhard Henckel, schreibt: „Armut und Angst

---

eine Art Vorhölle gewesen ist und nichts, was man sich bei klarem Verstand zurückwünscht; allen Zumutungen zum Trotz, denen das Ruhrgebiet in den letzten Jahrzehnten ausgesetzt war.

<sup>4</sup>Siehe: Henkel, Gerhard: Das Dorf. Landleben in Deutschland – Gestern und heute. Konrad Theiss Verlag. Stuttgart 2012. Seite 139

<sup>5</sup>Siehe: Imhof, Arthur, E.: Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren - und weshalb wir uns heute so schwer damit tun ... Verlag C.H. Beck. München 1984. Seite 74

[...] [bestimmte] das dörfliche Leben. [...] Bettelei und Diebstahl [gehörten] zur Normalität des Dorfes. Vor allem der Holzdiebstahl [...].“<sup>6</sup>

Der ländliche Raum war bis in das 20. Jahrhundert hinein kein soziales Elysium, kein ökonomisches Paradies, kein kulturelles Arkadien, sondern ein Ort, an dem der Lebensunterhalt von vielen mühsam erarbeitet wurde, wo Adel und Kirche als Grundherren Herrschaft waren<sup>7</sup>. Das Verhältnis der Dorfbevölkerung zur Kirche kann angesichts von deren steuerlichen Zehnt-Befugnissen sowie ihren gerichtlichen Ahndungs-, Zurechtweisungs- und Bestrafungsmöglichkeiten<sup>8</sup> zumindest als schwierig, doch wohl kaum als harmonisch angenommen werden.

Sie mögen sich nun fragen, wo die Hoffnung bleibt, die in der Kapitelüberschrift benannt wurde. Die Hoffnung ist unsere Gegenwart, die noch vor 100 Jahren nicht denkbar gewesen ist. Noch 1950 war für den ländlichen Raum und seine Dörfer charakteristisch, was Georg Simmel 1903 beschrieben hat: „[E]in relativ kleiner Kreis, mit starkem Abschluß gegen benachbarte, fremde [...] Kreise, dafür aber mit einem um so engeren Zusammenschluß in sich selbst, der dem [E]inzelnen [...] nur einen geringen Spielraum für die Entfaltung eigenartiger Qualitäten und freier, für sich selbst verantwortlicher Bewegungen gestattet.“<sup>9</sup> Und so waren die Dörfer wirtschaftlich zwar vielfach autark<sup>10</sup>, aber politisch, sozial und kulturell abgehängt<sup>11</sup>. Mit dem Bundesbaugesetz von 1960 sowie den von 1965 bis 1976 durchgeführten (und bis heute hoch umstrittenen) Gebietsreformen begann der ländliche Raum eine beispiellose Aufholjagd, so dass innerhalb einer Generation „die Verspätung der kul-

---

<sup>6</sup>Siehe: Henckel, aaO., Seite 31

<sup>7</sup>Selbst als im Verlauf des 19. Jahrhunderts de jure Leibherrschaft, Gerichtsherrschaft und Obereigentum am Boden abgeschafft wurden, änderte sich de facto wenig, denn die ökonomische Abhängigkeit sowie die fehlenden politischen Rechte ließen für die Dorfbevölkerung keine umwälzenden, ihre Lage grundsätzlich verbessernden Entwicklungen zu. Erst 1919 erhielten alle Ortseinwohner unabhängig von Geschlecht, Herkunft oder Besitz gleiche politische Rechte.

<sup>8</sup>Siehe: Imhof, aaO., Seite 123

<sup>9</sup>Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 2006. Seite 26

<sup>10</sup>Henckel beschreibt exemplarisch sein 1950 ca. 2.000 Einwohner zählendes westfälisches Heimatdorf: „[Es gab] im Dorf u.a. sieben Schneider, sieben Schuhmacher, sechs Schreiner, vier Schmieden, zwei Baugeschäfte, zwei Klempner, zwei Bäckereien, einen Landmaschinenbetrieb, einen Zimmereibetrieb, einen Malerbetrieb, einen Fotografen, einen Sattler, einen Uhrmacher, einen Frisör und einen Hutmacher. Dazu kamen sechs Gasthöfe [...], vier Lebensmittelläden, zwei Textilgeschäfte, ein Buch- und Papiergeschäft, eine Apotheke, eine Drogerie, eine Tankstelle, zwei Banken, eine Landwirtschaftsschule, eine Realschule, eine katholische und eine evangelische Volksschule, ein Kindergarten, eine Post, ein Polizeiposten und ein Krankenhaus.“ Henckel, aO., Seite 83 siehe auch Seite 117

<sup>11</sup>So schreibt Henckel bspw. zur Situation der Dörfer der frühen 1950er-Jahre: „In Tausenden von deutschen Landgemeinden gab es weder eine Wasserleitung, noch eine allgemeine Kanalisation für die Abwässer. Vielerorts gab es keine befestigten Straßen, Bürgersteige und Straßenbeleuchtung waren eine Seltenheit. Ein Großteil der Bauern- und Handwerkerhäuser war über hundert Jahre alt und in einem schlechten baulichen Zustand. Die meisten Haushalte besaßen weder ein Bad noch eine Wassertoilette.“ Henckel, aaO., Seite 290

turellen Signale“<sup>12</sup>, die Carl Amery 1964 als Spezifikum des ländlichen Raums benannte, nicht mehr existierte. Die Modernisierung des ländlichen Raumes bedingte (und verlangte) eine ‚Entbäuerlichung‘ und Urbanisierung der Dörfer<sup>13</sup>, das ‚Städtische‘ wurde und ist in Deutschland seither ubiquitär<sup>14</sup> – inklusive seiner Schattenseiten. Das Jahrzehnt der Gebietsreformen bewirkte im ländlichen Raum, dass man gleichsam das ‚Kind mit dem Bade ausschüttete‘. So verschwanden mit der Gebietsreform ca. 250.000 ehrenamtliche Gemeinderatssitze<sup>15</sup>, und mit diesen verringerten sich vor Ort auch Verantwortung und Augenmaß. Es galt in den neu entstandenen Gebietskörperschaften über lange Zeit für den eigenen Stadt- / Gemeindeteil möglichst ‚viel herauszuholen‘, am Besten in Stein und Beton. Und wo dieses erfolgreich war, sehen wir heute oftmals die lokalen Bausünden und Kostenfresser. Es war ein epidemisches Phänomen, plötzlich baute jeder für sich: die Kinder ihr eigenes Häuschen am Dorf- oder Stadtrand, der Verein sein Vereinshaus, die Kommune das DGH oder Bürgerhaus, die Kirchengemeinde ihr Gemeindehaus und der stolze Hausbesitzer seinen eigenen Partykeller. Und es verschwanden die Gasthäuser mit ihren Festsälen, Kegelbahnen und Gesellschaftsräumen. Doch für die neuen Heime und Häuser galt: Erst war dort jeder für sich und dann alleine. Hier liegt mit Blick auf die Vergangenheit eine Tragik vor, doch für die Zukunft eine Hoffnung, denn an das was man vergaß, kann man sich wieder erinnern: Seit 1350 gab es in den Dörfern eine Selbstverwaltung, die wenngleich sehr begrenzt in ihren Rechten, doch immerhin befugt war, die Allmendeangelegenheiten<sup>16</sup>, die ‚Jahresplanung‘ und den Schutz gegen innere und äußere Gefahren in eigener Verantwortung wahrzunehmen<sup>17</sup>.

### 3. Wer, wenn nicht Sie? Für eine gute Zukunft im demografischen Wandel

Vor fünf Jahren war im Spiegel zu lesen: „Im Mittelalter war es die Pest, die Siedlungen in Wüstungen verwandelte. Heute rafft der demografische Wandel die Gemeinden dahin.“<sup>18</sup> Der Redakteur wählt ein mittelalterliches Schreckensbild, doch vermutlich wäre diesbezüglich der Dreißigjährige Krieg noch besser geeignet, denn dieser brachte 40 Prozent der Bevölkerung den Tod und vernichtete u.a. 90 Prozent des Viehbestands. Deutschland brauchte über 100 Jahre um sich davon zu erholen.

---

<sup>12</sup>Amery, Carl: Die Provinz. Nymphenburger Verlagshandlung. München 1964. Seite 7

<sup>13</sup>Siehe: Henckel, aaO., Seite 175

<sup>14</sup>Siehe: Vonderach, Gerhard: Land-Leben gestern und heute. Studien zum sozialen Wandel ländlicher Arbeits- und Lebenswelten. Lit-Verlag. Münster 2004. Seite 59

<sup>15</sup>Siehe: Henckel, aaO., Seite 313

<sup>16</sup>Ein gemeinschaftliches Eigentum innerhalb der Dorfgrenzen, wie z.B. Wege, Wald, Gewässer, Wiesen und Hutewald (Waldweide).

<sup>17</sup>Siehe: Henckel, aaO., Seite 19

<sup>18</sup>Jung, Alexander: Der gespaltene Markt. In: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-83977231.html> aufgerufen am 10.09.2017

Der demografische Wandel ist aber weder Pest noch Krieg, doch so unangemessen der Vergleich mit diesen Katastrophen ist, beide dokumentieren, was die Menschen in den Dörfern und Städten bewältigt haben, ohne Internet, Öffentlichen Personennahverkehr oder Rentenversicherung, mit schlichter Bildung – aber mit dem Wissen welche Kraftanstrengungen der Gemeinschaft vor Ort möglich sind. Im ländlichen Raum sind die Kirchengemeinden untrennbar mit der Geschichte ihrer Dörfer und Städte verbunden. Und heute stehen wir wie diese vor tiefgreifenden Veränderungen, die durch den demografischen Wandel verursacht werden: Ein Rückgang der Gemeindegliederzahl durch Wegzug und Tod sowie eine zunehmende Alterung der verbleibenden Gemeindeglieder, wachsende Verluste bei den Kirchensteuereinnahmen wegen des steigenden Rentneranteils unter den Gemeindegliedern sowie wachsende Probleme bei der Personalrekrutierung für alle Berufs- und Tätigkeitsfelder der Kirche. Nichts davon reicht auch nur im Geringsten an die Schrecken der Pest oder des Dreißigjährigen Krieges heran. Es sind lediglich Herausforderungen, sich eines ‚zu großen Gewands‘ zu entledigen, in dem man nur mühsam vorankommt und allenthalben in der Gefahr steht, zu stolpern und zu stürzen. Es sind Herausforderungen, die verlangen die eigenen Kräfte richtig einzuschätzen, damit wir den Auftrag, den uns der Herr der Kirche gegeben hat, verantwortlich in die Hände der nächsten Generationen geben können. Beides verlangt, dass wir nicht so lange am Alten festhalten bis unsere Kraft nicht mehr ausreicht, um neue Möglichkeiten zu ergreifen. Das, was den ländlichen Raum mit seinen Dörfern immer wieder aufs Neue *re-vitalisierte* und zu einer attraktiven Heimat werden ließ, war das *Miteinander*, das *Ko-operieren*, das Teilen des Vorhandenen und das unablässige Üben und Einfordern von Gemeinsinn. Das eben Genannte enthält alle wichtigen Zutaten für eine gute Zukunft im demografischen Wandel. Vielleicht tut es uns auch gut, das Miteinander nicht allein auf unsere Kirchengemeinden zu beziehen, sondern auf alle, die in unseren Ortschaften ein gutes Leben wollen. Vielleicht wird es deshalb auch wieder Zeit für einen gemeinsamen Ort, wo man sich trifft, man einander sieht, miteinander spricht, lacht und Pläne schmiedet, wo an einem Tag der Kirchenvorstand tagt, am anderen Tag der Sportverein und wiederum einen Tag später die Landfrauen – und sie alle sehen und treffen sich in der Gaststube ihres neu belebten, genossenschaftlich betriebenen Dorfgasthofes. Das ist eine persönliche Fantasie, doch im bayrischen Ollarzried ist das eine Realität.

Zum Schluss noch zwei Realitäten, deren sich der ländliche Raum selten bewusst ist und deshalb seine eigene Stärke immer wieder unterschätzt:

- 1) Die sich naturgemäß im ländlichen Raum findende Forst- und Holzwirtschaft hat 1,3 Millionen Erwerbstätige und macht jährlich ca. 170 Millionen Euro Umsatz.

Das sind mehr Beschäftigte als in der Automobilindustrie und ein höherer Umsatz als beim Maschinen- und Anlagenbau<sup>19</sup>.

- 2) Der ländliche Raum ist voll von Kulturveranstaltungen und Festen, so stellt es keine sonderliche Schwierigkeit dar, an einem Wochenende in einem 30-Kilometerradius 20 bis 40 Veranstaltungen zu finden.

Sie haben Entscheidungen zu treffen, die für Ihre Gemeinden von weit reichender Bedeutung sind, denn der derzeitige Status quo ist nicht zu halten. Das bedeutet jedoch nicht Niedergang, sondern lediglich Veränderung, etwas das sich in ihrer Heimat fortwährend ereignet und den Dörfern Gutes gebracht hat. Und wenn man bspw. die vom Bundeslandwirtschaftsministerium herausgegebene Studie "Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel"<sup>20</sup> durchblättert, dann stößt man allenthalben auf Veränderungen, die das Leben im ländlichen Raum verbessert und bereichert haben – auch die, die man ursprünglich partout nicht wollte.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

---

<sup>19</sup>Siehe: Henckel, aaO., Seite 67

<sup>20</sup>Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (Hrsg.): Thünen-Institut: Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel 1952, 1972, 1993 und 2012. Berlin 215